

um einen möglicherweise von *Iggers* zu wenig beachteten Umstand: In fast allen Fällen sind die von ihm mit einem Ausschließlichkeitsanspruch versehenen Bestimmungen der Disziplinierung, der Maßregelung, des Zwanges bei genauer Betrachtung der ehemaligen ostdeutschen Realität durch ein „Ja, aber...“ zu relativieren. Diesen auch für andere Bereiche der DDR geltenden Wesenszug hat Bernd Okun in dem wissenschaftssprachlich sicher nicht endgültigen, nichtsdestoweniger zutreffenden Ausdruck des „Soft-Stalinismus“ gefaßt. Genau hier liegt eine Erklärung, warum manche Historiker eben doch größere Möglichkeiten hatten, als heute oft zugestanden wird; und ebenso, warum es – wie von *Iggers* völlig zutreffend beobachtet – unter Historikern praktisch keine Dissidenz oder Opposition gab.

Fast scheint es, als habe *Iggers* das auch verspürt. Seine abschließende Bewertung, gleich anderem halte er die DDR-Historie nicht für einen monolithischen Block (S. 35), belegt dies.

Und so geht von diesem verdienstvollen Buch auch die direkte Aufforderung aus, in der Zukunft genau zu untersuchen, in welchen Rahmenbedingungen sich Sozialgeschichte, aber auch alle anderen Teildisziplinen und Forschungsrichtungen der DDR-Historiographie entfaltet und wie sie dabei zur gesamten Geschichtswissenschaft standen. Zugleich ist dieselbe, nicht zuletzt in Aufhebung hagiographischer Texte der Vergangenheit, auf den Begriff zu bringen. Für diese Anregungen und seinen ersten Beitrag ist dem Herausgeber des besprochenen Bandes ausdrücklich zu danken.

*Gerald Diesener*

*Maoz Azaryahu*, Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, hrsg. von Shulamit Volkov und Frank Stern, Band 13), Bleicher Verlag, Gerlingen 1991, 214 S.

„Was geschieht, wenn die Erfahrung eines Ereignisses dazu führt, daß der Name des Erfahrenen auf das Ganze der Geschichte übertragen wird? Zeitigt nicht jeder Name in dem Maße, in dem er der Name eines Ereignisses ist und selber ein Ereignis (der Sprache) darstellt, einen totalisierenden Effekt, auch wenn er ... sich darin nicht erschöpft?“

Mit diesen Worten verkündet der Suhrkamp-Verlag Alexander García Düttmanns Versuch über Heidegger und Adorno: *Das Gedächtnis des Denkens* (1991). Stiftung und Schuld (also die Nicht-Integrierbarkeit von Erfahrung, wie der Historiker Niethammer sie definiert): In den Wendungen der Politik um Straßennamen wird diese Philosophie konkret. *Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz*: „und zurück“, möchte man ergänzen. *Maoz Azaryahu*, seines Zeichens Israeli, schrieb seine Dissertation über politische Symbole im öffentlichen Leben Ostdeutschlands zu einer Zeit, als dieses sich noch DDR nannte (1987/88). Der Mauerfall kam dem Prozeß der Publikation in die Quere und konnte sich im Vor- und Nachwort nur noch andeutungsweise einschreiben (auch die Buchkunst spricht von „Umbruch“). Doch hat diese „Wende“ das Buch nicht – wie viele andere Werke zum Thema DDR – dementiert, sondern seine Thesen potenziert: Nationale Symbole sind implementierbar wie jene

Computerprogramme, mit denen die Banken nun die umbenannten Straßennamen ihrer Ost-Kundenkartei *en bloc* ersetzen. *Azaryahu* liest die Umkodierung staatlicher Symbolik radikal nicht ideologiekritisch von ihrer Bedeutung, sondern ihrer Verzeichnung her. Womit er für jene Fraktion von Historikern steht, die Geschichte als polymorphes Zeichensystem begreifen (Georg Schmid et al.). Jenseits der konkreten Studie ist dieses Buch damit auch ein methodisches Angebot an die Zukunft.

Diese semiotische Analyse schlägt den Bogen vom Jahr 1813 über das Wilhelminische Kaiserreich, die Weimarer Republik und das Dritte Reich bis zur DDR. Was sie am Ende besagt, ist nichts anderes als die Einsicht, daß sich die Zeichen, nicht aber ihr Raster ändern - *Azaryahus* aktuelles komparatives Forschungsprojekt über Monumentalisierungsformen des Nationalen (im Rahmen der German-Israeli Foundation) spricht unverblümt von einem quasi-religiösen „sacred grid“. Die Einsicht aber ist höchst profan: Alle Ideologien stehen im Verbund, wenn es um jene Strukturen geht, die sie tragen. Jene hermeneutische Schlüsselattitüde ist vom Streit um Michel Foucaults Diskursanalysen hervertraut: Auch *Azaryahus* funktionäre Differenzierung von Symbolen und Symbolträgern (S. 19f) scheint den Begriff der Geschichte zu dementieren; was sich als Wandel tarnt, oder gar als Entwicklung, ist nichts als ein Maskentausch. Transformation heißt oft ganz konkret der Transport neuer Bedeutungen in vertrauten Formen; die ästhetische Sprache der DDR-Denkmalerei war gerade jenem Erbe ver-

schrieben, von dem sie auf semantischer Ebene als „faschistisch“ gerade abzusetzen suchte. Umgekehrt kommt es durch die Übernahme traditioneller Symbole, die historische Kontinuität designieren sollen, durch das neue politische Zentrum zu Akzentverschiebungen – was sonst wäre die Schrift der Geschichte, die post-strukturalistische Differenz. *Azaryahu* spricht am Beispiel der „Rückkehr“ Friedrichs des Großen in das politische Pantheon der DDR vom Vorgang einer „Rekanonisierung, in dessen Verlauf alt-neue Symbole wieder zu Teilern des kanonischen Systems werden“ (S. 31) und dekliniert die verschiedenen Varianten dieses semiotischen Prozesses durch; dahinter steht der epistemologische Optimismus, daß die Rechnung „Geschichte“ in diesem Raster aufgeht. Das unterscheidet ihn von einer dekonstruktiven Lesart solcher nationalen Verzeichnungen.

Hierin liegt die Provokation des Unternehmens *Azaryahus*: Politisches Bewußtsein vollzieht sich national nur als strategische Dissemination, d. h. als Zeichenstreuung. So deutete es eine Rezensentin: Hymnen, Fahnen, Denkmäler, Straßennamen und Briefmarken sind die Überbringer nationaler Botschaften (Astrid Kloock). Womit der Diskurs staatlicher Selbstrepräsentation endgültig post-historisch zu deuten ist, oder anders gesagt: als mediale Vernetzung. Posthistorisch auch in dem Sinn, daß die ikonischen Erinnerungsmedien im Unterschied zum Monument und zur Gedenkzeremonie nicht mehr mit jener Abgrenzung operiert, die den „heiligen Raum“ definiert. Ob etwa das Fernsehen, das die polit-symbolische Television ins heimische Wohnzimmer

mer trägt, tatsächlich eine Profanierung gegenüber den klassischen Denkmälern darstellt, bleibt zu diskutieren.

Das Buch widmet den Straßenumbenennungen in Leipzig zwischen 1945 und 1949 einen eigenen Exkurs. Straßennamen konstituieren für *Azaryahu* (der dies in einem Aufsatz für *History and Memory* 2/1990 inzwischen konkretisierte) einen non-narrativen Stadt-Text, also eine Dimension, die der Geschichtserzählung entgeht. Vielleicht ist die Dynamik der Geschichte ja nicht auf der Ebene ihrer Versprechungen zu suchen, sondern auf der ihrer Versprecher, also dort, wo sie buchstäblich versagt. Unter dem Titel „Biographie und Wende“ bilanzierte eine Tagung des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Leipzig kürzlich das Projekt einer *oral history* der DDR (und jenseits). Anhand von Interviews der Connewitzer Geschichtswerkstatt wurde plastisch, wie sehr sich die Möglichkeit, Nachkriegszeit in Geschichte(n) zu erzählen, in der Spätverwirrung von Straßenumbenennungen verheddert: Stellen, an denen das Historiker-Publikum in Lachen verfiel, wenn etwa die Erinnerung die frühere Kaiser-Wilhelm-Straße und die spätere August-Bebel-Straße zur „August-Kaiser-Bebel-Straße“ subsumierte. Lachen aber ist apotropäisch, denn genau jene Momente, in denen Geschichtsbebewußtsein als pure Signifikantenverkettung transparent wird, bedeuten auch den Verlust des transzendenten Signifikats Historie, dem sich die *oral history* doch verschreibt. Das Thema Straßennamen ist also auf jenen Trassen auf der Spur, die das Geschichtsunterbewußtsein bewegt. Der Diskurs

der Historie kontrolliert dies längst nicht mehr: Wollte der Leipziger Historiker Czok die alltagsgeschichtliche Verballhornung jener Südstraße, die auch einmal Adolf-Hitler-Straße und dann Karl-Liebknecht-Straße hieß, zur „Adolf-Liebkecht-Straße“ anekdotisch zitieren, so stolperte er selbst über „die ehemalige Südknecht-Straße“. Karl Marx hat es im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* längst diagnostiziert: Die Travestie ist nicht nur Sache der Historie, sondern der Historiographie selbst.

Nicht ohne Bedeutung ist *Azaryahus* israelische Verortung: Es scheint fast, als ob diese Perspektive mehr Sensibilität für die Erinnerungskultur der ehemaligen DDR (etwa ihren Heldenkult) zu entwickeln vermag denn die Wahrnehmung der Historiker aus Westdeutschland. Die historische BRD zeichnete sich lange Zeit geradezu durch einen Nullpunkt politischer Symbolik aus – ein für ihren föderalistischen „Verfassungspatriotismus“, wie ihn Jürgen Habermas benannte, vielleicht konstitutiver Mangel. *Azaryahu* erinnert daran, was die Signatur zentralistischer Staatswesen ausmacht (S. 28): die Kontrolle der institutionalisierten Erinnerung (hier ist die Geschichtswissenschaft selbst angesprochen). Einig waren sich Israel und die DDR insofern, als daß beide Nachkriegsstaaten durch eine massive Implantierung von Geschichtszeichen Neuland zu besetzen hatten und ganz auf Legitimationsstiftung durch Anknüpfung an mythische Traditionen setzten (der jüdische Diskurs kennt den Begriff „altneu“). Eine Reise durch die symbolische Topographie der DDR und Israels macht diese Verwandtschaft

(unter verkehrten Vorzeichen von Zivilisationskontinuität und -bruch) sinnfällig, wie Yitzchak Mais, Leiter des Historischen Museums der Holocaust-Gedenkstätte von Yad Vashem, kürzlich im Anschluß an eine Essener Diskussion von „Vergegenständlicher Erinnerung“ um das DDR-Denkmal von Buchenwald anmerkte. Hier liegen die Grenzen und Potentiale vergleichender Geschichtsforschung, wie sie *Azaryahus* Studie implizite eingeschrieben ist. Es tut gut, die Analyse der politischen Symbole im öffentlichen Leben der DDR aus der Perspektive des uns nächsten Fremden verhandelt zu wissen.

Wolfgang Ernst

„Psychosozial“ Bd. 45, H. 1, 1991  
„Abschied von der DDR“. Hrsg.  
Heiner Keupp und Hans-Jürgen  
Wirth, Weinheim; Psychologie Ver-  
lags Union, 150 S.

Äußerungen zu den psychischen Dimensionen des deutschen Vereinigungsprozesses sind auf dem Marktplatz der Medien zu einer Alltäglichkeit geworden. Interessant ist in dieser Situation eine Broschüre, die einen repräsentativen und orientierenden Überblick zu dieser Flut der Meinungen gibt. In seinem Band 45 erteilt „Psychosozial“ 22 Autorinnen und Autoren aus Ost- und Westdeutschland das Wort zum Thema „Abschied von der DDR“. Für Menschen, die sich einen Überblick verschaffen wollen, sind die Literatur-

angaben, die Bibliographie und ein Quartalsüberblick über Neuerscheinungen – auch der angrenzenden Gebiete – hilfreich.

Zu Beginn stellt *Michael Geyer* (Leipzig) fest, daß eines der größten Probleme im Vereinigungsprozeß in „der Weigerung eines großen Teils der Deutschen“ liegt, „die vorhandenen Unterschiede zwischen den Teilvölkern in Ost und West als objektive Tatbestände und gleichsam wertfreie Ausgangsgrößen zu akzeptieren“. *Geyer* beobachtet, daß „die charakterlichen Defizite diesem Volk momentan weniger zu schaffen machen als schlichte Inkompetenzen in der Bewältigung des sich allzurash verändernden Alltags“ (S. 6). Zur „Mode, den DDR-Bürger psychopathologisch zu charakterisieren“ (S. 8) äußern sich noch andere Autoren, so auch *Hans Eichhorn* (Berlin), der *Hans-Joachim Maaz* ausspricht, einem sich auch in diesem Band äußernden Protagonisten dieser Sichtweise. *Eichhorn* wirft *Maaz* vor, daß bei ihm „stalinistische Strukturen mit anderen totalitären, darunter faschistischen, gleichgestellt werden“ (S. 108). Gegen diese „unerträglichen Parallelisierungen des Geschehenen“ (*Becker/Becker* S. 60) wenden sich recht viele Autorinnen und Autoren aus Ost und West von recht unterschiedlichen Ansätzen her. Auch *Harry Schröder* zeigt, daß das Verhalten der Menschen in der SBZ und der DDR gegenüber den Machthabern eine andere motivationale Basis hatte, als das der Massen im NS-Staat. Anstelle der dort „verbreiteten Massenbegeisterung und Überidentifizierung“ dominierte bei den Ostdeutschen nüchterne und „bis zum Wendepunkt bewußte Anpas-